

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

10. Sonnabend, am 4. Februar 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

**Der falsche Woldemar.** Roman von W. Alexis in 3 Bänden. Berlin, Berliner Verlagsanstalt. 1842. Erster Band 340 Seiten. Zweiter Band 489 Seiten. Dritter Band 365 Seiten.

Die Löwin gebiert alle Jahre nur Ein Junges, aber — es ist ein Löwe! So könnte man von W. Alexis auch sagen, er beschenkt uns nur in längeren Zwischenräumen mit einem größeren Geistesproducte, aber — es ist dafür auch wahrhaft ein solches. Im Jahre 1840 erschien sein „Roland von Berlin,“ den wir in Nr. 88 d. Bl. damals mit der gebührenden Anerkennung anzeigten und jetzt erhalten wir in dem „falschen Woldemar“ das würdige Seitenstück zu ihm. In der Weltgeschichte, nicht bloß in der brandenburgischen Specialgeschichte, bezeichnet der Name des „falschen Woldemar's“ ein wichtiges Ereigniß, an das sich mannigfache Bewegungen des ganzen deutschen Reiches knüpften, in jener aber ist er von doppelter Bedeutsamkeit und trägt doch noch immer den Stempel des Wunderbaren an sich. Noch immer ist es nicht völlig erwiesen, ob dieser alte Mann ein Betrüger, ein Werkzeug in fremder, besonders geistlicher Hand, oder ob er der wahrhafte vom gelobten Lande zurückkehrende alte große Fürst war. Welch ein trefflicher Stoff für den Dichter. Und wie gediegen hat er ihn benutzt. Aber man erwarte ja nicht eine von jenen historisch romantischen Dichtungen, wie sie Walter Scott für England, van der Velde für Deutschland begannen, wo das moderne Gewand die alterthümlichen Gestalten umgiebt, und wir oft mehr den Dichter walten, als jene Begebenheiten und Charactere sich selbst gestalten und entfalten sehen. Wie schon im „Roland von Berlin,“ so trägt auch hier Alles ein ganz eigen- und alterthümliches Gepräge. Und wenn wir dort in die Mitte des 15. Jahrhunderts eingeführt wurden, so empfängt uns hier die Mitte des vierzehnten, und alles tritt eben dadurch, besonders bei einer Nation, wie die Märker, die von fremder Berührung größtentheils so weit entfernt lebten, noch in kräftigerer Ausprägung, ausgesprochenere Züge, wilderer Bewegung und roherer Sitte vor uns hin. Um aber eine solche Zeit ihrem Character nach getreu aufzufassen und wieder darzustellen, dazu gehört nicht nur das durch-

bringendste Studium derselben, sondern auch eine andere Vortragssprache, als die gegenwärtige modern geglättete, alles nur leis berührende. Und wie schon in jenem mehrgedachten früheren Roman W. Alexis eine solche angeschlagen hatte, so tönt sie auch jetzt wieder durch das ganze Werk, und fast noch nationeller, kräftiger, dem Dargestellten angemessener, so daß wir eine andere für diese Gegenstände uns gar nicht denken können.

Geht aber dieß die Einkleidung des Werkes an, so ist dieses selbst so reich, so lebendig, so umfassend und eigenthümlich, dabei aber in seinen Schilderungen so wahr und ächt, so könnig und erschöpfend, so neu und fast wunderbar, daß wir ihm kein anderes in gleicher Art an die Seite zu setzen wüßten. Denn wie schon gedacht, beschränken sich die Begebenheiten nicht bloß in die engen Grenzen der Mark, sondern schreiten hinaus durch das ganze deutsche Reich und lassen uns Gestalten auftreten wie Kaiser Carl von Böhmen, Ludwig der Römer, Carl der Luxemburger und andere: indem, wie der Verfasser in seinem Motto vor dem ersten Bande sehr richtig sagt: „was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch.“ Die Marken Brandenburgs sind es aber doch so recht eigentlich, was den Kern dieses Werkes ausmacht, und somit können wir es für diese als ein ächt nationales bezeichnen. Hier spiegelt sich jene Zeit in den Marken treu und unverfälscht ab, alle Rohheit, die sie noch in ihrem Gefolge hat, tritt lebendig heraus, aber auch alle Treue, Biederkeit, Kraft und Anhänglichkeit. Es gehörte ein tiefes Eindringen in die Landesgeschichte dazu, ein Studium der Chroniken, Urkunden, Sagen und Ueberlieferungen, um diese individuelle Wahrheit zu gewinnen, die aus tausend kleinen Zügen eben so deutlich hervortritt, als sich in großen und breit angelegten Gemälden zeigt. Dieser Letzteren giebt es eine bedeutende Anzahl in dem Begebenheitreichen Werke und wenn wir keins hier besonders namhaft machen, so geschieht es nur eben dieser Menge wegen und weil wir den Lesern die Freude gönnen wollen, durch solche großartige Ausmalungen selbst überrascht zu werden. Aus eben dem Grunde machen wir auch diesesmal keine der Hauptgestalten weiter namhaft, welche zu Schimpf und Ernst, Leid und Freud, edel oder unedel



in diesem Romane auftreten. Genug gesagt, daß sie alle nicht nur geschichtlichen Hintergrund und zeitgemäße Färbung, sondern auch in sich selbst vollkommenen Halt und eine oft bewundernswürdige Konsequenz haben. Auch der Schluß des Ganzen, so wie der Character des greisen Woldemar bis an's Ende, ist so künstlerisch gehalten, daß die Auflösung des in dem Erscheinen dieses merkwürdigen Mannes vorgelegten Räthfels nur geahnet werden kann, das Wort selbst uns aber nirgends offenkundig mitgetheilt wird, wodurch das spannendste Interesse sich durch den ganzen Roman bis zum Ende erhält. Und so müssen wir dieses Werk als eins der gelungensten und verdienstvollsten in dieser Gattung bezeichnen und auf's wärmste unseren Lesern zu ernster Betrachtung und dankbarer Aufnahme empfehlen. —

Ch. Hell.

**Der Karthäuser.** Aus dem Ungarischen des Joseph Freiherrn v. Eötvös. Deutsch von Hermann Klein. 2 Bände. Pesth, bei Heckenaast. 1842.

Die durch Geist belebte, angenehme jugendliche Physiognomie des neben das Titelblatt gestellten Brustbildes des Verfassers erweckt für dieses Buch im Voraus freudige Hoffnungen. Solche nährend und steigend ist die kurze gedankenreiche Einleitung ganz geeignet, dem darauf folgenden Bekenntnisse eines jungen Karthäusers zur Empfehlung zu dienen.

Der tiefmelancholische Character des Ganzen beginnt schon mit seiner Beschreibung der Kinder- und ersten Jünglingsjahre, die er in der düsteren Monotonie eines geistlichen Erziehungshauses verlebte. Sein Trübsinn verschwindet, sobald ihn, den zeitherigen Sklaven eines fremden Willens, der Beschränkung des Hauses entlassen, in der vielgestaltigen, an Farben und Klängen so reichen Welt, die Süßigkeit empfängt, aus eigener Bewegung wollen und handeln zu dürfen.

Aber die Melancholie fällt nur um so grausamer über ihn her, als er zu seinem Schrecken gewahrt, daß die scheinbare Befreiung von drückender Härte nichts gewesen ist als die schmachlichste, trostloseste Täuschung.

Durch Freundschaft und Liebe hintergangen, taumelt er immer haltungsloser in der bunten Welt herum. Der Gedanke des Nichtigens, auch der besten Bestrebungen, der Gebrechlichkeit alles menschlichen Glückes und aller menschlichen Tugend, stürzte den mit Schuld Belasteten in einen solchen Pöhl der Verzweiflung an jedem Heile, daß sein in der irrthumvollen

Freiheit des Weltlebens erstarrter Geist in der traurigen Knechtschaft des Karthäuserordens Genesung zu finden versucht. Fruchtlos. Gleichwohl bilden sich, während einer körperlichen Krankheit, die Umstände so, daß er von der Schuld, die ihn hauptsächlich niederbeugte, durch die ihn Liebende, an der er sie beging, völlig losgesprochen, seinen Frieden wieder erlangt. Besonders wird dieser durch den dabei gewonnenen Glauben an die Gewisheit der Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode bestärkt, einen Glauben, ohne welchen allerdings den zuweilen ganz unbegreiflichen Räthfeln in den Menschenschicksalen jede beruhigende Lösung abgehen würde.

Die Geständnisse dieses Karthäusers gewähren, neben den mit großem Verstande angelegten und entwickelten Begebenheiten desselben einen reichen Schatz von sinnvollen Ansichten und Betrachtungen. Die verschiedensten Verhältnisse und Sagen des einsamen und geselligen Lebens werden zur Anschauung gebracht. Hauptsächlich flattern auch viele Erscheinungen der neuesten Zeit, nebst deren Zwiespalt, Thorheiten und Grimassen in treuer Abbildung an uns vorüber. Wenn uns die Ueberfülle der Reflexionen über Leben, Menschenwerth und die verschiedenartigsten Zustände zuweilen erdrücken will, so reizt unmittelbar darauf eine überschwengliche Tiefe von Geist und Gemüth unsere ganze Aufmerksamkeit und Bewunderung an. „D, es ist,“ heißt es im 1. Theile Seite 334, „ein großes Räthsel, das menschliche Leid, und nur, wer dessen Lösung in einem Jenseits zu suchen den Muth hat, kann hienieden leben, ohne zu verzweifeln, ohne sein Schicksal zu verfluchen, das ihn auf diese Welt berufen, wo jede Blume über dem Moder tausend geknickter Blumen, jede Hoffnung über den Trümmern tausend gescheiterter Hoffnungen empor sproßt, und wo wir keine Spanne tief in dieser schönen Erde graben, nicht an die Vergangenheit zurück denken können, ohne da, wie dort auf finstere, kalte Verwufung zu stoßen!“ Dagegen wird im zweiten Theile S. 47, der beneidenswerthe Zustand der Lazzaroni herausgehoben, weil sie, ohne über das Wesen der sie umgebenden Natur nachzugrübeln und ohne mit ihren Wünschen sich bis zur Unsterblichkeit zu versteigen, im Genusse der vorübergehenden anmuthigen Blüthen der Gegenwart glücklich sind.

Uebrigens darf man nicht übersehen, daß durch die düstere Brille des Unmuthes angeschaut, die meisten Gegenstände dem seine Bekenntnisse ablegenden Karthäuser nur einseitig und in einem trostlosen Lichte erscheinen müssen.



Aus dem Ganzen und einem zuweilen die Brust beengenden Gewirr von Trug und Widerwärtigkeiten, blickt allenthalben der wahrhaft gesunde und edle Sinn des Dichters hervor, der dem Werke zu Grunde liegt.

Mit gleicher Geschicklichkeit weist er die labyrinthischen Gänge der äußeren Begebenheiten, wie des menschlichen Gemüthes auszuspielen und darzulegen. Trefflich schildert er besonders auch die ganz unmerklichen Uebergänge der Unschuld in die Schuld, der Tugend in das Verbrechen.

Der sachkundige und sprachgewandte Uebersetzer verdient besonderen Dank, als er die deutsche Literatur um diesen gehaltvollen Roman bereicherte. Zu einigen wenigen mit unterlaufenden Provinzialismen und Sprachirrhümern, die seiner Feder entschlüpfen, gehört unter anderem der Ausdruck „in“ und zuweilen auch „im Vorhinein“, statt des allgemein gebräuchlichen im Voraus.

Die Verlags-Handlung hat nicht unterlassen, durch ein sehr elegantes Kupfer dem geistvollen Werke die gebührende Hochachtung zu erweisen.

#### Hinterlassene kleine Schriften W. Meyerns.

(Verfasser vom „Dya-Na-Sore.“) Herausgegeben mit Vorwort und Biographie Meyerns, von D. G. Freih. v. Feuchtersleben. Drei Bände. Wien, bei Klang. 1842.

„Dya-Na-Sore“ war zu seiner Zeit ein Roman, der die wichtigsten Resultate der vorgeschrittenen Wissenschaft in ansprechenden Bildern aufstellend, die Weisung erteilte, wie die Theorie in Praxis umzuwandeln sey. Sein Anfang lief um zwei Jahre der Sündfluth voraus, welche die französische Revolution genannt wird und mancher durch diese erst zur Geltung gelangte, seitdem als unentbehrlich geachtete Grundsatz, war schon in Meyerns Buche gleichsam verkündigt. Der große Eindruck, den die geistvolle Eigenthümlichkeit des Werkes auf den Kern der deutschen Nation hervorbrachte, wurde durch die mit dessen Vollendung zusammenfallende Revolution wunderbar vertieft und dem in ihr aufgeschossenen blutigen Unkraute gegenüber, legte der aus dem deutschen Buche wehende edle Sinn den Lesern die trostreiche Wahrheit an's Herz, daß dieses Unkraut keinesweges in der ursprünglichen reinen Natur des Menschen wurzele, sondern theils aus dem giftigen Schlamme der nächst vergangenen, durchaus verschrobene und entarteten Zeit, welcher die Vernichtung alles Bestehenden herbeigeführt, theils aus der durch ihn genährten Un-

sittlichkeit und Rohheit des gemeinen Haufens hervorge wachsen sey.

Wie „Dya-Na-Sore,“ nach dem Berichte des geistvollen Herausgebers, durch einen Freund des Verfassers aus einzelnen, von diesem geschriebenen Blättern und Papierstücken zusammengestellt ist, so scheinen auch die meisten der übrigen Meyern'schen Schriften nicht als ein Ganzes zusammengestellt, sondern erst durch Aneinanderreihung einzelner, mitunter ganz heterogener Partien ein solches geworden zu seyn. Mit Recht sagt der Herausgeber, Meyerns Wort sey nicht als ein geschriebenes, sondern als ein gesprochenes aufzunehmen und zu richten. Ferner sagt er von ihm, er sey sittlicher, als Montaigne, tiefer, als La Bruyère, practischer, als Jacobi, schärfer und bestimmter, als Herder, er habe aber etwas von allen diesen und etwas dazu. Glaube und Liebe seyen ihm nicht, wie jetzt den Meisten Treibhausgewächse einer durch müßige Sehnsucht genährten Weichlichkeit, sondern kernhafte Früchte des sittlichen Characters.

Wie seltsam und abweichend auch das Urtheil des mit der kräftigsten Individualität begabten Verfassers über die Gegenstände nach Verschiedenheit des Augenblickes und der Stimmung erscheint, so blickt doch meistens das unerschütterliche Feststehen seines Urhebers hindurch, der in Gesinnung sich gleich bleibt und immer recht gut weiß, was er will.

Auf dem Gewichte und Reichthume seiner Gedanken und ihres Ausdruckes lastet nicht selten ein Dunkel, das zuweilen leider ganz undurchdringlich bleibt. Sehr oft aber wird auch dadurch das angestrengte Nachdenken des Lesers mit desto größerer Freude belohnt, wenn diesem der Sinn des Räthsels allmählig aufgeht und er dessen erhabene Tiefe überschaut und ermist, aus der ihm über Kunst und Wissen, Leben und Tod, Gott und Welt u. dgl. Winke geschehen, die ihm theils ganz neue Ansichten zuführen, theils die schon zuvor wie reizvolle Träume im Dämmerlichte vor ihm aufgestiegenen mit den festen Umrissen der Wirklichkeit versehen. Mehr oder weniger hat jede der in diesem Nachlasse befindlichen Abhandlungen den ganzen Umfang des Lebens mit dessen unendlichen Erscheinungen, Verzweigungen und Verschiedenheiten und zugleich die große Einheit im Auge, welche als befehlendes Princip in allen diesen Verschiedenheiten und durch selbige gleichmäßig waltet.

Es kann nicht fehlen, daß vermöge der aphoristischen Weise, die, wie des Verf. „Dya-Na-Sore,“ fast allen seinen übrigen Schriften ebenfalls zu Grunde liegt, dem Leser des gesammten Nachlasses manche Wieder-



holung dargeboten wird. Allein auch in der Wiederholung behaupten die vorgetragenen Gegenstände gewöhnlich einen neuen Werth, theils dadurch, daß sie der Fassungskraft des Lesers, wo diese ihnen anfangs vielleicht nicht ganz gewachsen war, zugänglicher werden, theils, weil sie gemeiniglich in einer anderen, als der früheren Beziehung erscheinen. Und schon als Stoff zum Nachdenken, sogar solcher, die für Verfolgung solcher Abhandlungen zu wenig Muße oder Lust haben, können die meisten einzelnen Sätze an sich nur willkommen seyn. Geben sie doch eine wahre Fundgrube für jeden ab, dessen Geist sich gern an wichtigen Räthseln erprobt und stärkt.

Ein besonderes Verdienst erwirbt sich der Verfasser dadurch, daß er, bei Feststellung seiner Theoremen, der practischen Richtung fast immer eingedenk zu bleiben und solche gehörig in's Licht zu setzen strebt.

A. Friedrich.

### Erinnerungen an Wilhelm v. Humboldt.

Von Gustav Schlesier. Erster Theil. Erste Hälfte. Stuttgart, bei Köhler 1843.

Der Verfasser hat sich bereits durch seine Biographie von *Gené* vortheilhaft bekannt gemacht, und nicht mit Unrecht erwartet man auch hier von ihm etwas, das sich über das Gewöhnliche erhebt. Es ist erfreulich, daß es ihm gelungen diese Erwartungen zu bethätigen, denn es ist keine geringe Aufgabe die er sich gestellt. An *Humboldt's* Namen knüpft sich so viel Ausgezeichnetes, er wird von unsern Gelehrten, Staatsmännern, Denkern jeder Art, mit solcher Achtung genannt, daß nur ein Biograph von Tüchtigkeit dieser Aufgabe gewachsen ist. Es ist nichts Geringses den Weg des ausgezeichneten Mannes durch die Sammlungen der Kunst, die Salons der Diplomatie, bis in die einsame Studierstube, wo er den tiefsten Sprachforschungen oblag, mit Fleiß und Geschick zu verfolgen. Man muß gestehen, daß der Verfasser dieß mit vieler Kenntniß und voller Liebe gethan hat. Sein Vorfaß, wie er solchen in der Vorrede andeutet: „die Nachrichten über *Humboldt's* Leben und Wirken so viel als möglich auf einen Punkt zu vereinen, und mit ausführlicher Characteristik zu durchflechten,“ ist mit Eifer, Ernst, und ohne jene Anmaßung wie wir sie oft in den Darstellungen unserer sogenannten Publicisten vorfinden, ausgeführt worden. Es geht zwar aus dem Werke hervor, daß er *Humboldt* nicht persönlich gekannt hat, ihm nicht näher gestanden ist, aber er stützt sich vorzüglich auf dessen

eigne Schriften, auf seine Briefe und die Mittheilungen seiner Zeitgenossen, und so lange der große Bruder des Verstorbenen — der freilich allein etwas in allen Beziehungen Gnügendes zu geben im Stande wäre — nicht auch sein Biograph geworden, so lange können wir dem Verfasser für seine verdienstvolle Arbeit nur Dank wissen.

Die vorliegende Hälfte des ersten Theils, welche von dem Geburtsjahre *Humboldt's* 1767 bis 1794 reicht, enthält vorzüglich den Gang der Entwicklung und Bildung *Humboldt's*, so wie seine Theilnahme an unserer classischen Literatur. Interessant ist es zu wissen, daß *Campe* der Lehrer der beiden berühmten Brüder war, die ihn freilich sehr bald überwuchsen. Einige sehr eigenthümliche Züge von ihm werden mitgetheilt. Zu *Ermenonville*, das die Jüglinge in seiner Begleitung besuchten, glaubte er als sie das Zimmer sahen wo *Rousseau* gestorben war, ein wichtiges Wort äußern zu müssen. „Seht,“ sagte er, „zu diesem Fenster ist die große Seele hinausgefahren!“ — Es ist unmöglich, selbst wenn es der Plan dieser Blätter gestattete, einen Auszug aus diesem interessanten Buche zu geben, da derselbe dennoch nur ein aus dem Zusammenhange gerissenes Bruchstück bleiben müßte; wer sich aber für die Characteristik dieses eminenten Geistes und für seine Beziehungen und Verhältnisse zu einer solchen Menge der bedeutendsten Menschen seiner Zeit interessirt, möge das Buch nicht ungelesen lassen. Wir empfehlen es auf das Angelegentlichste. C. v. Wachsmann.

**Hirtenbüchlein.** Ausgearbeitet von C. E. J. *Aschensfeldt*, Hauptpastor in Flensburg. Lübeck, 1842. 59 Seiten. fl. 8.

Welch ein menschenfreundlicher Gedanke ist es, einer verachteten Menschenclasse, deren Beruf das Lesen und Wiederlesen einiger Bogen gestattet, eine Gabe zur Seelernahrung und Gemüthserhebung, zur Willensrichtung und Characterfestigung zu reichen! Die Ausführung ist eben so anziehend als angemessen und andringend. Zuerst einige herzliche Ansprachen: 1) über den Stand des Hirten, dessen Alter, dessen Ehre, dessen Segen; 2) über die Pflichten des Hirtenstandes; 3) dessen Freuden; 4) dessen Gefahren; 5) Benützung der müßigen Zeit. Dann folgen neun anmuthige Erzählungen; hierauf Lieder für Hirtenknaben, unter denen der „Auszug aus den Hauptstücken“ am wenigsten befriedigt, und kurze Denkverse. Der Anhang gibt noch die Hauptstücke *Luthers* und das Einmal Eins.

Möchten Gutsbesitzer und Verwalter, Geistliche und Schullehrer, Gemeindevorstände und — Spaziergänger wetteifern, durch Verbreitung solcher gemeinnützigen Schriftchen der Verwahrlosung manches sich selbst überlassenen Hirtenknaben vorzubeugen! Enghirnige, schwarzgallig-frömmelnde Tractätlein thun es freilich nicht! In Volksbibliotheken dürfen diese Blätter nicht fehlen. Trauttschold,